

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 11 Beilage zur Gleichheit 1911

Inhaltsverzeichnis: Wir rufen euch. Von Emma Döhl. — Aus der Geschichte unseres Hausrats: Alte Bratgeräte. Von Hannah Lewin-Dorsch. — Vom Lesen der Kinder. Von Toni Eufmann. — Für die Hausfrau. — Heuilleton: Lied der Holzhaue. Von Wolfgang Goethe. — Der Held. Von Wilhelm Holzamer.

Wir rufen euch.

Von Emma Döhl.

Heraus, ihr Frauen, aus Haus und Fabrik,
Jetzt gilt's, euer Recht zu erringen.
Aus dampfer Stube, aus gift'gem Betrieb,
Aus des Alltags ehernen Schlingen,
Heraus zum Kampf, Weh' über die Frau'n,
Die heute nicht mit uns gehen;
Nur stumpfen Sinn's auf sich selber schau'n,
Doch sich und die Zeit nicht verstehen.

Jahrtausende lasten auf unfrem Geschlecht,
Und der freie Geist schien zu schlafen.
Mit Säßen getreten ward unser Recht
Und gelobt nur die Tugend der Sklaven.
Doch ein Ende hat auch die finsterste Nacht,
Nun gilt es, den Morgen zu schauen.
Heraus, ihr Frauen der Arbeit, erwacht,
Und helfst uns die Zukunft bauen.

Wen kümmert's, wie schwer unser Leben verrinnt?
Man sagt uns: dulde und liebe.
Und reißt von der säugenden Brust uns das Kind,
Stößt hinein uns ins Wirtschaftsgetriebe.
Wenn nachts der Lärm der Maschine schweigt,
Ersuchen des Herdes Flammen,
Dann sitzen wir noch, vornübergebeugt,
Und sicken die Lumpen zusammen.

Mit unfrem geknechteten, harten Los
Bezahlen die Herrn ihre Schulden.
Wir ziehen dem Staate die Kinder groß
Und sollen doch schweigen und dulden.
Wir schaffen mit flinken Händen die Pracht,
Mit der sich die Reichen umgeben.
Nun wollen wir aus des Elends Nacht
Unstre fordernde Stimme erheben.

Sie stellen Gesehe und Rechte auf,
Wir sollen vor ihnen uns beugen.
Sie halten die Hand an des Schwertes Anauf,
Um uns seine Schärfe zu zeigen.
Sie sprechen heuchelnd, mit lästernem Trug:
„Die Freiheit des Weibes ist sündig.“
Wir aber sagen: Nun ist es genug.
Und sprechen uns selber mündig.

Wir wollen in längst überlebten Brauch
Uns nicht mehr geduldig fügen.
Und steht eine Welt von Feinden auf:
Wir wollen kämpfen und siegen.
Wir werden siegen. Das Rad der Zeit
Läßt sich nicht rückwärts drehen;
Und über die Hindernisse von heut
Wird morgen donnernd es gehen.

o o o

Aus der Geschichte unseres Hausrats.

Von Hannah Lewin-Dorsch.

Alte Bratgeräte.

Das Braten ist eine uralte Kunst der Menschheit, die bereits der altsteinzeitliche Jäger liebte. Lange bevor man dazu gelangt war, in einem Gefäß mit Wasser etwas zu kochen, verstand man das Braten. Daraus ergibt sich von selbst, daß einige der einfachsten Bratgeräte auf ein ganz beträchtliches Alter zurückzuführen können. Eines der ältesten dieser Geräte ist wahrscheinlich der Bratrost. Die Gelehrten, die sich mit der sogenannten Wortforschung befassen, leiten die Bezeichnung „Rost“ in verschiedener Weise ab; einige

von ihnen behaupten, das Wort bedeute ursprünglich nichts weiter als Eisen, es sei in ihm einfach der alte Name für dieses Metall enthalten. Diese Erklärung geht also von der Anschauung aus, der Rost sei unter allen Umständen ein eisernes Gerät, was aber durchaus nicht der Fall ist, wie wir gleich sehen werden. Daher glaube ich, daß eher diejenigen recht haben, die den Namen „Rost“ von Rohr ableiten. Der Rost ist nämlich ursprünglich ein hölzernes Gerät, und die Ableitung aus dem Wort „Rohr“ würde uns erkennen lassen, wie er entstanden ist: nämlich aus miteinander verflochtenen Rohrstäben, die ein geeignetes Material für diesen Zweck bilden. Aus Rohr und aus Schlingpflanzen flechten sich noch jetzt viele Naturvölker ihre rasch gefertigten Bratroste. Bei wachsenden Ansprüchen und wo Holz reichlich vorhanden und schnell zu beschaffen ist, gelangt man dann ohne Mühe zu diesem festeren und widerstandsfähigeren Stoffe, der sich dauerhafter und stärker im Gefüge erweist. So ist der hölzerne Rost entstanden, der sich außerordentlich lange im Gebrauch erhalten hat. In deutschen Küchen des Mittelalters begegnet er uns — neben dem eisernen — noch im vierzehnten Jahrhundert; er scheint damals vorzugsweise beim Braten von Fischen und von sehr weichem, zartem Fleisch zur Anwendung gekommen zu sein. In einem Kochbüchlein jener Zeit finden wir für das Braten eines ganz jungen Ferkels die Anweisung: „Lege es auf einen hölzernen Rost und brate es sanft!“ Und beim Hecht und Hal wird dem geschickten Koch empfohlen: „Wade ihn auf einem hölzernen Roste!“

Uns mag heute ein Bratrost aus Holz, noch dazu beim offenen Herdfeuer, als sehr ungeeignet dünken, weil ihm keine lange Dauer beschieden ist. Zweifellos ist ein solcher aber doch bedeutend länger brauchbar geblieben, als wir uns im ersten Augenblick vorstellen. Der Braten wurde ja nicht direkt über die helle Flamme gestellt; schon des sich stark entwickelnden Rauches wegen mußte man das vermeiden; sondern man stellte ihn vorichtig beiseite, nur in die Nähe der lichten Glut. Man ließ das Fleisch „bei der Glut braten“, wie es einmal im Sudbrunne heißt. Für besondere Fälle und für kürzere Zeit nur konnte man den Bratrost sogar einmal unmittelbar über die Flamme schieben; das bereits erwähnte Kochbuch ordnet für das Braten eines Stockfisches an: „Binde ihn auf zwei Stäbe und lege ihn auf einen hölzernen Rost; dann laß das Feuer allenthalben darunter herstreichen, daß er erst erwärme!“

Die Form der uns aus dem deutschen Mittelalter bekannten Bratroste bleibt fast immer gleich: die Roste sind viereckig und auch vierbeinig. Wir können uns am besten ein Bild von ihnen machen, wenn wir sie vergleichen mit gewissen vierbeinigen, eisernen Untersätzen für Bügeleisen, die man heute noch vielfach zu sehen bekommt: über zwei äußere Tragböcke legen sich vier bis sechs Querstäbe. An der einen Schmalseite befindet sich ein Handgriff, der manchmal eine Ose zum Aufhängen trägt. Meist waren diese Geräte ganz einfach und schmucklos gearbeitet; einige Abbildungen beweisen aber, daß in vornehmeren Küchen auch ornamental verzierte Exemplare vorkamen. Seltene Ausnahmen waren es wohl, wenn man, wie aus Frankreich bezeugt ist, hin und wieder silberne Bratroste besaß.

Als besondere Formen des Rostes haben wir den runden und den Doppelrost zu betrachten. Der erstere ruht auf drei Füßen und hat einen nach oben ragenden Griff; er scheint viel seltener gewesen zu sein als der viereckige. Eigentümlich und in gewissem Sinne vielleicht sehr praktisch sind die Doppelroste, von denen in Museen eine Anzahl uns erhalten sind. Stellen wir uns zwei gewöhnliche Bratroste vor, deren Gesiecht nicht eine ebene Fläche bildet, sondern gefäßartig gewölbt ist. Diese beiden Roste, von denen ein jeder seine vier Beine hat, stülpt man aufeinander. Der Doppelrost ruht nun auf den vier Beinen des einen, während die vier des anderen nach oben in die Luft starren. Anstatt daß man wie beim einfachen Rost den Braten selbst umdrehen muß, wenn er auf einer Seite fertig gebraten ist, kehrt man hier einfach den ganzen Doppelrost um, so von den acht vorhandenen Beinen immer abwechselnd je vier gebrauchend. Diese Doppelroste haben, wie es scheint, in der Hauptsache für große Fleischstücke gedient. Nicht selten zeigen sie auch die Form eines Fisches; es mag in der Tat gerade beim Fisch recht wünschenswert gewesen sein, nicht das Tier selbst, das ja leicht zerfällt, auf dem Roste umwenden zu müssen, sondern mit einem einzigen Handgriff den ganzen Rost mit seinem Inhalt zu drehen. Man hat diese Doppelroste daher auch wohl geradezu als Fischroste bezeichnet.

Vom Lesen der Kinder.

„Mein Junge liest in jeder freien Minute; kaum kommt er aus der Schule, so hat er auch schon ein Buch in der Hand. Und wenn er einmal im Lesen ist, dann hört und sieht er nichts anderes mehr!“ Wie oft kann man von Müttern diese Worte hören. Die eine sagt es, um sich über ihr Kind zu beklagen, und die andere, um es zu rühmen. Was an solch einem Verschlingen der Bücher zu rühmen ist, verstehe ich freilich nicht. Eine gute Wirkung auf die Kinder kann diese Art zu lesen nimmer haben. Das Kind, das die Bücher verschlingt, hat heute schon vergessen, was es gestern gelesen hat, und oft kennt es kaum den Titel des Buches, das es eben zu lesen beginnt. Es liest über alle Namen und über Beschreibungen jeder Art hinweg, um den Verlauf der Begebenheiten so schnell wie nur irgend möglich zu erfahren. Oft genug nimmt es den Schluß der Erzählung voraus, und häufig hat dann das ganze Buch seinen Reiz verloren und wird beiseite gelegt, um einem anderen Platz zu machen. Sind Vater und Mutter ausgegangen, so wird bis tief in die Nacht hinein gelesen, und noch im Schlaf bemächtigt sich des Kindes die Aufregung, die es beim Lesen durchgemacht hat.

Allerdings lesen auf diese Weise auch viele Erwachsene, meist Leute, denen es an Selbstzucht im Lesen mangelt, da sie niemals richtig dazu angeleitet worden sind. Da dürfen wir uns also nicht wundern, wenn Kinder es ebenso machen, denen es an solcher Anleitung fehlt. Wenn wir unsere Kinder zum richtigen Lesen erziehen wollen, so müssen wir fürs erste auf die Auswahl der Bücher ein wachsameres Auge haben. Unser Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften erleichtert uns dies gar sehr, da es eine große Zahl wirklich guter Werke enthält. Wenn wir bedenken, daß es bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts fast gar keine besonderen Jugendschriften und Kinderbücher gegeben hat, und unsere jetzige einschlägige Literatur betrachten, so müssen wir gestehen, daß unsere Aufgabe sehr vereinfacht worden ist. Man übersehe aber dabei ein anderes nicht: Unter der Flagge „Für unsere Jugend“ erscheint eine Unmasse von mittelmäßigen, ja schlechten Büchern. Im Kampfe wider die „Schundliteratur“, gegen die viel geeifert und noch immer zu wenig getan wird, dürfen wir die unzähligen schlechten „Jugendschriften“ nicht vergessen. Wieder und wieder muß auf ihre schädigenden Einflüsse hingewiesen werden. Wir denken dabei an all die verlogenen Mädchen- und Basisschgeschichten, die Töchteralben und die blutrünstigen Knaben- und Mädchen-erzählungen meist patriotischen Inhaltes. Sie alle werden als Jugendliteratur mit großem Aufwand von Rellame angepriesen.

Vorsicht in der Auswahl der Bücher für unsere Kinder tut also not. Wollen wir sie üben, so begegnen wir noch einer großen Schwierigkeit. Unsere Kinder bekommen die Bücher nicht nur von uns, sondern auch von anderen Kindern und aus der Schulbibliothek. In beiden Fällen möchte ich die Mütter ermahnen, die entlehnten Bücher sorgsam zu prüfen. Wer unsere Schulbibliotheken kennt, der weiß auch, wieviel Schund sie enthalten, wie sie dem Gesinnungsdrill dienstbar gemacht werden, ohne nach den Vermählungen zu fragen, die an Geist und Charakter, an dem künstlerischen Empfinden der Kinder angerichtet werden. Was sie an Verlorenem, ja an Gefährlichem enthalten, das kommt vielen Müttern gar nicht in den Sinn, da die Bücher gleichsam offiziell als gut abgestempelt sind. Wie gern überläßt sich die überlastete Frau dem beruhigenden Gefühl, daß „Sachverständige“ die Lektüre ihrer Kinder ausgewählt haben! Daß meist der Zufall darüber entscheidet, ob die Bücher etwas taugen, welche die Schulfreunde sich untereinander leihen, bedarf keiner Worte. Ich möchte meinen Kindern nie verbieten, sich Bücher zu leihen, doch müßten sie mir die Bücher vor dem Lesen zum Durchblättern geben.

Was aber kann geschehen, um die Kinder vor urteilslosem Lesen zu bewahren und sie zur Selbstzucht beim Lesen zu erziehen? Ein vorzügliches Mittel dazu ist, darauf zu bestehen, daß die Kinder jedes gelesene Buch in einem besonderen Hefte beurteilen. Daß ihre Kritik häufig der unseren nicht entspricht, ist selbstverständlich und auch gut. Denn das Kind soll eben durch das Niederschreiben seiner Eindrücke auch angeleitet werden, sich ein selbständiges Urteil zu bilden.

Daß das Kind nicht alles schön findet, was es gedruckt liest, dafür hat mir mein siebenjähriges Töchterchen kürzlich den Beweis erbracht. Es schrieb in sein Heft: „Meinen Freunden nah und fern, Gedicht von Henriette Laubien. Das Gedicht hat mir mittel-schön gefallen.“ Wichtig ist es, daß das Kind zum Nachdenken über das gelesene Buch gezwungen wird. Damit wird ein erzieherischer Einfluß des Lesens erreicht! Toni Sußmann.

o o o

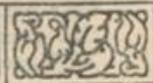
Für die Hausfrau.

Wie wird Fleisch zart und verdaulich? Frisch geschlachtetes rohes Fleisch ist zähe und daher schwer verdaulich. Überhaupt wird rohes Fleisch nur in ganz feinem geschabtem Zustand vom Magensaft leicht aufgelöst, während sogar erbsengroße Stückchen dem Eindringen der Verdauungssäfte weit mehr widerstehen als gekochtes oder gebratenes Fleisch. (Rostbeef!) Zur Verminderung der Zähigkeit des Fleisches wendet man die verschiedensten Mittel an. Professor Lehmann hat im Universitätsinstitut zu Würzburg die Wirksamkeit dieser Mittel mehrere Jahre hindurch mit äußerst sinnreichen Weiß- und Kauapparaten untersucht. Denn vom gesundheitlichen und ökonomischen Standpunkt ist Klarheit über die Verdaulichkeit des Fleisches von großer Bedeutung. Zähes Fleisch ist schwer verdaulich, wird für die Ernährung ganz ungenügend ausgenutzt und bedeutet also Geldverschwendung. Durch geeignete Mittel kann man jedoch auch zähere und billigere Stücke Fleisch fast ebenso zart bekommen wie die teuren (Lende, Filet). Freilich wird das Fleisch alter und abgearbeiteter Tiere nie so wohl-schmeckend und bekömmlich werden wie das von jungen und gut gefütterten. Mit aller Kochkunst bleibt daher die Proletarierin außerstande, den Mängeln ihres Tisches abzuwehren, die nicht in ihrer ungenügenden hauswirtschaftlichen Schulung ihren Grund haben, sondern in der Knappheit ihres Wirtschaftsgeldes. Immerhin kann ihr für den Einkauf und die Behandlung des Fleisches mancher Wink von Nutzen sein.

Die Zähigkeit des Fleisches hängt namentlich vom Bindegewebsgehalt ab. Die Hautmuskeln (zum Beispiel der Wade) haben zweieinhalbmal so viel Bindegewebe wie das Filet, sind daher auch bedeutend zäher. Frisch geschlachtetes Fleisch soll man, wenn irgend möglich, nie sofort verwenden, denn auch nach gründlichem Kochen pflegt es zäher zu sein als „abgehängtes“. Die Versuche haben bewiesen, daß abgehängtes Fleisch um 40, sogar bis 50 Prozent an Zähigkeit abnimmt, also nur halb so zähe ist wie dasselbe Fleischstück in frischem Zustand. Das Abhängen muß aber mindestens 24 Stunden dauern, und erst nach 48 Stunden ist ungefähr der Höhepunkt von Zartheit erreicht. Die wirksamste Methode, die Zähigkeit rohen Fleisches zu vermindern, ist das Gefrierlassen und Wiederauftauen, und zwar wirkt die Kälte auf vorher schon abgehängtes Fleisch stärker ein als auf ganz frisches. Schon nach sechsstündigem Frieren werden die Muskeln ungefähr um 50 Prozent zarter. Es sollte daher im Winter das Fleisch stets abends vorher vom Fleischer geholt werden, damit es über Nacht gefriert. Dadurch wird es nicht nur gesundheitlich wertvoller, sondern infolge der kürzeren Kochzeit spart man auch Brennmaterial. Eingehende Versuche haben ferner dargetan, daß Frost gerade auf die zäheren, also billigeren Fleischstücke viel stärker einwirkt als auf die an und für sich zarteren, so daß letztere nur ungefähr 30 Prozent an Zähigkeit abnehmen, erstere aber um 50 Prozent. Gekochtes Muskelfleisch zieht sich zusammen, preßt Wasser aus und wird dadurch dichter, die Eiweißkörperchen gerinnen und werden hart. Das Kochen steigert also durch diese seine Wirkungen die Festigkeit und Zähigkeit des Fleisches. Dafür aber löst es das zwischen den Fleischfasern befindliche Bindegewebe in Leim auf, das Fleischbündel zerfallen, das Fleisch wird locker und zart. Am wenigsten verändert sich beim Kochen das Herzfleisch, welches einen festen, kompakten Muskel darstellt, der selbst nach zweistündigem Kochen fast noch gleich fest ist. Also für Kranke, Kinder, alte Leute bildet Herzfleisch keine geeignete Speise. Von allen Organteilen, die man genießt, ist das Hirn am zartesten. hf.



Feuilleton



Lied der Holzhauer.

Von Wolfgang Goethe.

Nur Platz! Nur Bißel!	denn wirkten Grobe
Wir brauchen Räume,	nicht auch im Lande,
wir fällen Bäume,	wie kämen Feine
die krachend schlagen:	für sich zustande,
und wenn wir tragen,	so sehr sie wühten?
da gibt es Stöße.	Des seid belehret;
Zu unserem Lobe	denn ihr erföhret,
bringt dies ins reine;	wenn wir nicht schwöhren

Der Held.*

Von Wilhelm Holzamer.

Der Ochsenwirt zu Schafbach hatte ein Preisregeln ausgesprochen. „Erster Preis: eine goldene Uhr, zweiter Preis: ein Regulateur, dritter Preis: ein Revolver.“

Er hatte damit die ganze Gegend in Aufruhr gebracht. So hohe Preise, das war ja unerhört! Allerdings war auch der Einsatz ziemlich hoch. Aber das war ja natürlich.

Der Ochsenwirt lachte sich ins Häufchen. Er hatte es gut gemacht diesmal. Die ganze Woche war sein Lokal jeden Abend gestopft voll. Jeder wollte die Preise sehen. Es war ja nicht zu glauben, so hohe Preise! Und erst am Sonntag! Da war's ein Geschäft! Von Lahnbach kamen sie, von Werden, von Wellenbach, von Sundsbach, ja von Habbach, ganz drüben hinterm Gebirge, und von Weilau und Buchenau, ganz drunten im Tal, fünf, sechs Stunden Wegs.

Er hatte es dem Sternwirt zum Arger getan. Darüber konnte der nicht. Es war für die Pfingstmusik, die der ihm abgespannt hatte.

„Dem hemwe mer emol — ha, ha, ha! — O Schoppe noch, Hannes? — un Sie auch noch an, Herr Rochber? — Na — un sein Se de Sondag aach debei? — Die schön guldenig Uhr! — Do gucke Se nor emol! — — — Prost! belumm's Jhne!“

Es war erst Mittwoch heut, aber der Ochsenwirt animierte schon tüchtig. Er war ein Geschäftsmann. „Wann mer Wert is, muß mer Wert sein!“ war sein Wort. Und darin lag ihm alle Klugheit und Geschicklichkeit, alle List und Verschmittheit als Recht und Sinn des Lebens.

Eins war dumm, daß ihm jezt grad — es war am Donnerstagnachmittag — seine „Alle“ ins Kindbett kommen mußte. — Wer, Deiwel, sollte die Arbeit all schaffen am Sonntag! Da hieß es Beine machen — unter Umständen auch Häufe. Vor allen Dingen aber: Hand zu und Augen auf!

Aber der Peter Knoll war ein Geschäftsmann. „Wann mer Wert is, muß mer Wert sein!“

Er ließ ausschellen und ins „Kreißblättchen“ sehen, daß das Regeln auf den Sonntag darauf verschoben sei — „auf Wunsch vieler Kegel aus Schafbach und Umgegend“ — und daß die Preise im großen Saal „zum Ochsen“ ausgestellt blieben.

Das gab Arger. Das vermehrte aber auch die Hitze. Jeder war jezt ungeduldig. Der Ochsenwirt mußte das, er verstand sein Geschäft. Er kannte aber auch seine Leute. Jeder hatte ja in Gedanken schon die goldene Uhr in der Tasche — oder den Regulateur an der Wand — oder wenigstens knallte er schon mit dem Revolver.

Der Ochsenwirt hatte so noch einmal am Sonntag ein vollbesetztes Lokal und das Haus „voll Disput“, wobei er tapfer ausschellen konnte. Er hatte „seinen Schnitt“ bereits gemacht. „Ja, das Geschäft muß man verstehen!“ Er hatte beinahe die Preise schon wieder verdient. Denn wieder waren sie gekommen, von Lahnbach und Werden, von Wellenbach und Sundsbach, ja von Habbach, von Weilau und Buchenau sogar. Es war ja „was Un-erhörtes“, kaum zu glauben. So hohe Preise!

Man hatte „das Kreißblättchen“ dreimal durchstudiert und jedem Schellen genau zugehört, ob es nicht wieder eine Verschlebung gegeben habe. Keiner hatte was davon gelesen, ausgeschellt war's auch nicht worden. Das Preisregeln fand also statt. „Sonntag-nachmittag von 3 Uhr ab.“

Schon am Sonntagmorgen ging's beim Ochsenwirt hoch her. „Ich weit'en Dumpe“ — „ich e Fätsche“ — „der frickt die Uhr — der frickt se!“

„Galt die Meiler!“ sagte der Schusteranton. „De Hanuphilipp von Gornbach hot noch all die Preisregeln rundherum gewunne, der frickt aach die Uhr diesmol — do will ich eich mein Kopp ver-wette. Un ich were den Regulateur krieje, daß er meiner Fraa als die Stunne schlägt, wann ich owends hocke bleib“ — fügte er hinzu. Es war noch kein rechter Wih, wie sie der Schusteranton sonst machte, aber er hatte auch noch nichts „unerm Dach“.

Schlag 3 Uhr warf dann Peter Knoll eine Kugel in die Vollen. Damit eröffnete er das Preisregeln. Und dann begann die Reihe. Auf jeden Einsatz drei Kugeln, die erste in die Vollen. Der Polizeidiener und der Lehrer führten die Liste. Die waren unparteiisch.

Anfangs ging's still her. Nur bei einem guten Wurf ein kurzes Hallo. Dann ruhig die Reihe weiter. Der Lehrer rief die Namen und bestimmte die Kugeln, der Polizeidiener rief die Würfe.

Gegen 4 Uhr kamen die Burschen aus Buchenau. Sie kamen alle auf einmal, während sich die Gäste aus den anderen Ortschaften vereinzelte, zu zweien oder dreien, eingefunden hatten.

Bei den Buchenauern war der „Jean“. Der genos ein ganz besonderes Ansehen. Der Jean wurde in der Gegend nur mit seinem Vornamen genannt. Höchstens hieß er auch noch „der Herr Ober“. Er war nicht in der Gegend geboren, er war ein Rhein-esse. Er war mit dem Grafen „herüber“ gekommen, als dieser vom Militär kam. Er war kein Bursche gewesen — bei der Artillerie hatten sie gedient —, und der Jean hatte dem Grafen gefallen. Und der Jean war auch gerne mit ihm gegangen. Während des Manövers hatte er mal im Odenwald gelegen, und da hatte es ihm gefallen: der Wald, die Berge! Seit zwei Jahren etwa war er nun der Oberknecht auf dem Gute des Grafen. So hatte er sich in die Höhe geschafft.

Und er war auch ganz der Kerl dazu. Schöner war keiner weit und breit. Und keiner stolzer.

Und gut war er. Er sorgte für seine Knechte; was sie ihm klagten, vertrat er beim Grafen. Und er forderte auch nicht zu viel von ihnen, keine Arbeit, die er nicht selbst tat. Er tat allen voraus.

Er hatte die schönsten Pferde. Die Schimmel hatte er sich genommen. Und wie sauber waren sie immer, wie glänzten sie. Er tat alles selbst, er ließ sie nichts tun, so leicht er das gekonnt hätte. — Der Jean hielt sich stramm. Man mußte ihn fahren sehen, um ihn zu bewundern. Er stand immer auf seinem Wagen. Und man mußte den Jean gehen sehen, um zu wissen, daß er ein „Anderer“ war. Er hatte nicht den schweren, tappenden Gang der Gebirgler, er schritt rasch, gerade, ferngerade mit gehobener Brust. Er stieß nie an, er stolperte nie. In seinem Tritt war Tempo. Aber auch Kraft und noch mehr Selbstbewußtsein lag darin.

Der Gutsverwalter, in seinem besten Staat, sah neben dem Jean wie ein gewöhnlicher Knecht aus. Der Jean hätte der Graf selbst sein können. Er hatte Augen, die förmlich glühten, die alles festhielten, die alles lenkten. Wenn er über den Hof schritt, entging ihm nichts, wenn er über die Straße ging, war's, als ginge er allein. Er war kein Diener und kein Duder. Der Jean war ein Herr.

Er war Knecht, aber wenn fiel das ein! Niemand dachte daran. Er war's am Gesindetisch — und da sah er oben! — sonst war er's nie. Er war der „Ober“. Unfer „Ober“ sagten die Knechte und die Mägde — „der Gutsober“ hieß er in Buchenau.

Die Mägde waren sämtlich in ihn verliebt, die Mädchen von Buchenau träumten von ihm. Er hätte sie billig wie Weden haben können, die armen wie die reichen. Er wollte keine. Er hatte keiner Magd noch einen verlangenden Blick zugeworfen, wie er sie auch schon gesehen hatte. Und nichts hatte bei ihm verfangen, wie's auch manche schon angelegt hatte. Kein Mädchen von Buchenau konnte sich seiner Gunst rühmen, er sah jede so stolz und unbesfangen mit seinen scharfen Augen an, als seien sie alle gleich schön oder gleich häßlich. Alle waren sie ihm gleichgültig.

Man sagte darum, er habe einen Schatz „überm Rhein“, dem sei er treu.

Außerdem — man mußte den Jean noch am Sonntag sehen, wenn er im Wirtshaus war. Da war er vornehm. Da räpelte er nicht, da schrie er nicht. Er sah vor seinem Bier und hörte zu, gerade als gehöre er nicht zu den Leuten, als sei er nur zufällig unter sie geraten und suche auf gute Art mit ihnen auszukommen. Als sei er andere Gesellschaft gewöhnt. Und wirklich, der Schullehrer setzte sich zu ihm, der Bahnaffistent und der Postaffistent, der Gutsverwalter und der Gemeindefschreiber. Er war ihnen der „Ober“, und man brauchte sich nicht zu schämen mit ihm. Er sprach, was er verstand, und was er nicht verstand, redete er nicht. Hatte er sich aber eine Meinung gebildet, vertrat er sie mit Wärme. So jüngst, als die Hübnersties mit ihrem Kinde in den Grafenteich gegangen war. Alle verurteilten sie — wegen des Kindes und wegen des Selbstmordes. Der Jean allein tat's nicht. Er sprach für sie — er entschuldigte nicht, er erklärte nur. „Leid ist mir für die arme Dies, was soll ich sie verdammen! Das Kind — ich kann's schon verstehen, wie das Mädchel vertraute und fiel. Sie hat den Franz wohl gern gehabt, und das kann was heißen bei einem jungen, feurigen Ding — und daß sie, wie alles so ausging und zu Ende ging, verzweifelte, — ich kann's schon verstehen. Da sind die Menschen alle so gut und haben nie einen Fehler gemacht und werfen darauf, als ob sie dazu bestellt seien. Aber helfen, helfen! — gibt's nicht. Die Menschen haben da immer Mitschuld, und ein gut Teil, gerade die „guten“, die das Maul so voll nehmen, und die „strengen“, die so harte Augen, so verächtliche Blicke haben. Weh tun — wer nicht weiß, was weh tun heißt, der soll da nicht

* Aus „Im Dorf und draußen“. Neue Novellen. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig.

richten, das ist meine Meinung," schloß er. Und er war sogar ein wenig hitzig dabei geworden, ganz gegen seine Art.

Und als der Schullehrer und der Gemeindefreier abends noch ein Stück zusammengingen auf dem gleichen Heimweg, da meinte der Lehrer: „Was der „Herr Ober“ da gesagt hat — es ging an mich. Das steht nicht im Katechismus — das kommt aus dem Herzen. Der muß schon was erlebt haben, der „Herr Ober“. Mir ist das heute abend eingefallen, so was kann man nur erleben. Der trägt was in sich herum, kommt's mir jetzt vor. Aber ich hab' Respekt. Ich hab' Respekt.“

Manche sagten, der Jean sei selbst ein Grafensohn. Andere aber behaupteten — und das waren ein paar, die mit ihm beim Militär waren —, er sei das uneheliche Kind einer Schauspielerin. Man erzählte sich das im ganzen Dorfe. Aber es schadete dem Jean nicht. Er war einer von den Menschen, die man nicht nach Stellung, nach Herkunft und Anhang beurteilt, die man als sie selbst nimmt und nach dem Werte schätzt, der in ihrem Benehmen, ihrem Tun, ihren Leistungen, ihrer Art, eben in ihrer Persönlichkeit in die Erscheinung tritt. Darin war er ein Glücklicher.

Was aber seine Herkunft anbetrifft, so war er wirklich der Sohn einer Schauspielerin, in wilder Ehe geboren, als seine Mutter die „Direktrice“ einer Schmiere war. Und er hatte ein Schicksal, er hatte „was erlebt“. Als Kind hatte er schon auf der Bühne gestanden. Als Kind schon hatte er gehungert, hatte er stehlen müssen, und oft war gerade er's gewesen, den man geschickt benutzte, die vielen Gläubiger, die's an jedem Orte rasch gab, wo ihr Karren hielt, hinter's Licht zu führen.

Und welches Leben hatte gerade er gehabt bei dem Vater, dem „Direktor“. Manchmal fielen ihm die hübschen Titel ein, die ihm der Vater beigelegt hatte. Dann knirschte er. Aber weinen hätte er mögen, wenn er an all die Gemeinheiten und Lieberlichkeiten dachte, die er hatte ansehen müssen. Wozu hatte die Not nur seine Mutter oft gezwungen! Er schämte sich heute noch. Eine Blutwelle stieg ihm jedesmal heiß ins Gesicht.

Da hatte er Verachtung und — Verzeihung gelernt. Denn er hatte sie in Verzweiflung gesehen, wildfeindlich gegen sich selbst, erstickend vor Ekel — vor Haß und Scham. Da hatte er das Mitleid gelernt.

Früh war er reif geworden. Das Schicksal hatte ihn in die Lehre genommen. Es hatte ihm die Jugend vergiftet, denn es hatte seinen Kinderaugen das Leben gezeigt, in seiner Härte und seinem Schmutz, in seinen Abgründen, Lockungen und Falschheiten.

Da ward er in sich selbst zurückgeschreckt. Er fühlte sich als Gegner zum Leben, zu all seinen Reizen und Genüssen.

Sein Wille ward so geweckt. Dem Leben einen besseren Wert! schrie's in ihm.

Er hielt sich allein. Er war ernst. Er ward froh im Freien, befreit und gesund in der Natur draußen, wenn er im Grafe lag, wenn er die Straße hinwanderte, wenn er die Vögel singen hörte, die Blumen blühen sah und die Bäume Früchte tragen. Den Bauer liebte er, der den Acker bestellte, und er hätte einen Tag lang zu sehen können, wie sein Pflug durch den Boden schnitt.

So hatte ihn sein Schicksal geformt.

Gering war er, aber so jung er noch war, er hatte sich nicht herabziehen lassen. Er hatte einen Stolz in sich und eine starke Sicherheit. Und das wußte er: Klagen und Sehnen konnten ihm nicht helfen, es galt eine Tat.

Er war siebzehn geworden, und eines Tages wußte er, was er tun mußte. Eine ekelhafte Szene zu Hause hatte ihn zum Entschluß gebracht. Ganz plöblich war's ihm eingefallen: er wollte ein Bauer werden. Morgen wollte seine Gesellschaft weiterziehen. Am Abend ging er. Ohne Abschied, gleichsam ein Wandlender fürchtend. Und er fand auch eine Stelle und blieb, bis er „eintrücken“ mußte.

So war er frei geworden. Er arbeitete mit Pflug und Hacke, unermüdet, und atmete auf. Er befreite sich.

Manchmal zerrte es ja in ihm, so gering zu sein und unbeachtet. Aber er sprach sich Mut und Hoffnung zu. Geduld und Ausdauer, sagte er sich. Er würde schon „hinauf“ kommen. Langsam in sich — und dann auch vor den Menschen.

Und er hatte ja auch ein wenig Glück dabei. Wenigstens war's ein Glück zu nennen, daß er an den Grafen gekommen.

Der Jean war also mit den Buchenauer Burschen zur Regelsbahn nach Schafbach gekommen. Er war unterwegs zu ihnen gestopfen.

In der Regelsbahn war's nun schon laut. Und heiß, sehr heiß. Die Luft dicke vom Tabaksqualm.

Der Jean wünschte, lieber nicht hierher gegangen zu sein. Wenn er noch mal draußen wäre, ginge er vorbei. Da er aber nun mal drin war — immerzu.

Er begrüßte den Lehrer, den er kannte.

Dann suchte er sich einen Platz abseits, von wo aus er gut sehen konnte. Er wollte nur zusehen.

Der Ochsenwirt brachte ihm ein Glas Bier.

„Nicht mitgegnen, Herr ‚Ober‘?“

„Will mal sehen, später mal einen Wurf, warum nicht!“

Ein paar am Tische hörten das.

„Dann kriegt der Herr ‚Ober‘ die Uhr, dann abje Partie!“

Der Jean sagte aber nichts darauf, er sah still zu.

Weitere Gäste kamen, einzeln, zu zweien und dreien — meist aus den umliegenden Ortschaften. Die Schafheimer waren schon ziemlich vollzählig da.

Es war besetzt in der Regelsbahn. Nun kamen noch die Weiler und gleich nach ihnen die Hagbacher. Sie hatten die weitesten Wege und wurden darum allgemein begrüßt.

Jetzt hieß es zusammenrücken. Und man tat's auch. Nur da und dort war mal einer, der schimpfte.

„Der Knoll soll for Ditsch und Stiehl sorje, so e Driekerei!“

An Jeans Tisch saßen ein paar Hagbacher. Einer erzählte, die Italiener aus Hagbach, die da beim Bahnbau beschäftigt waren, lämen noch.

„Gibt's auch noch Kravall heit,“ sagte einer.

Ja, und sie hätten auch noch die Tremplers Anna bei sich. Die hätte sich dem einen an den Hals geworfen, am Sonntag vor acht Tagen, auf der Tanzmusik hätte sich's gemacht. Ein „schöner Kerl“ sei der Italiener ja, aber es sei doch schad für die Anna. Sie habe auch schon ihr Teil Schläge daheim gekriegt. Aber sie lasse scheint's nicht los.

Sie habe doch ein paar tausend Mark Vermögen und sei von guten Leuten. Und sei auch immer so still und ordentlich gewesen. Und auf einmal ganz vernarrt.

Man müßt's ja sagen, schön sei der Italiener, der schönste und „feinste“ von denen. Aber's gäb doch auch noch „schöne Kerl“ in „eigene Ort“.

Und dann wisse man doch auch, wie's da gehe. Erst alles Lieb's und Gut's. Dann mal so ein Suff — und dann sei's geschehen. Bis dann 's Kind da sei, sei der Kerl längst verdunstet — oder käm's mal zur Heirat, dann Hunger und Schläge.

Da wär's doch schad um die Tremplers Anna. Und dann hätte man ja immer's Totenhemd bei den Kerlen an. Beim Geringsten 's Messer.

Der Jean hörte nur mit halbem Ohr.

Er kannte das ja all gerade so gut. Und bei der Hübnersließ war's ja gerade so gewesen. Die Mädels nehmen ja aber nicht Vernunft an.

Da waren die Italiener schon. Sechs, acht Mann.

Sogleich gab's ein Lärmen, daß das Regeln einen Augenblick aussetzen mußte. Die Italiener forderten einen Tisch für sich.

Der Ochsenwirt sprang. Man mußte den rausflüchtigen Burschen rasch den Willen tun. Er hätte ihnen schon lieber gleich auf den Rücken gesehen. Das waren immer böse Gäste, und erst wenn sie betrunken waren! Und das waren sie bald. Sie tranken ja das Bier wie Wasser. Und das starke Rauchen und Lärmen dazu — da stieg's rasch ins Hirn.

Nun hatten sie ihren Tisch.

Die Anna saß mitten unter ihnen. Es wurde ihr doch bald ein bißchen genierlich, dies Lärmen der Italiener, dies Welschen, das sie ja nicht verstand. Erst war ihr das so merkwürdig vorgekommen, und sie lachte dazu. Bald war's ihr aber doch keine Unterhaltung mehr. Das Fremde hatte sie gereizt, die Gesten, die redenden Augen, das hatte ihr gefallen. Auch die gewandtere Art der Italiener. Wie wurde ihr nur das Glas hingehalten zum Profit! Cara mia! wie lag ihr das im Ohr!

Bald hatte das alles aber den ersten lockenden Reiz verloren. Sie staunte nicht mehr, es war ihr bekannt, fast gewohnt. Fremd freilich blieb es ihr, so eine halb wehe Komik lag ihr darin. Heute wenigstens. Es war ihr unbehaglich. Vielleicht weil sie das einzige Mädchen auf der Bahn war.

Doch da wollte sie sich drüber wegsetzen.

Aber ewig dieses Italienisch um sie herum. Sie war ordentlich froh, wenn sie deutsch radebrechten. Sie hatte das neulich bei der Tanzmusik gar nicht so bemerkt, gar nicht gefühlt. Da war die Musik, da waren die anderen Mädchen. (Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion: Frau Klara Betlin (Bundel), Wilhelmshöhe, Post Begelesch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.